Die Brücke 3/15

Evangelische
Kirchengemeinde
Köngen am Neckar

kein RAUM
in der Herberge

Räume und Menschen stehen diesmal im Mittelpunkt unserer Weihnachtsbrücke. Jeder Mensch, ja jedes Lebewesen braucht einen geeigneten Lebensraum zur Entfaltung, zum Wachstum und zum Reifen – äußerlich wie innerlich. Wie viel Raum ein Mensch heute im Vergleich zu früher bei uns zur Verfügung hat und wie daraus ein Heim werden kann, möchten wir ebenso beleuchten, wie die Frage, ob umgekehrt Räume auch die Menschen, die sich darin aufhalten, verändern können. Räume sind mehr als nur Gebilde aus Mauern und Dach, sie bieten Lebensmöglichkeiten. Wir fragen die Bibel nach Räumen der Begegnung von Mensch und Gott. Und heute, welche Bedeutung haben Kirchengebäude für Menschen heutzutage noch? Oder „treffen" sie sich lieber im virtuellen Raum, ohne das heimische Sofa zu verlassen? Und wie sehen Räume zum Leben in anderen Teilen der Welt aus? Unsere hiesigen Versammlungsräume kennen wir gut, Sie werden sicher einige davon auf unseren Fotos wiedererkennen und vielleicht ruft der eine oder andere Erinnerungen in Ihnen wach. Viel Freude beim Entdecken ganz unterschiedlicher Räume und ihrer Möglichkeiten.

Im Namen des gesamten Redaktionsteams wünschen ich Ihnen, liebe Leserinnen und Leser, gesegnete Weihnachtstage und einen guten Start ins Neue Jahr

Petra Maier

Früher

Stellen sie sich vor, sie wohnen in einer Wohnung, Küche mit 10 m², Wohnzimmer 14 m², Schlafzimmer 17 m² mit einer vierköpfigen Familie. Im Haus ist nur ein Wasserhahn, natürlich auch kein Bad. So lebten in Köngen vor und nach dem zweiten Weltkrieg viele Menschen. Die konkrete Familie, von der diese Angaben stammen, hatte zwei Buben. Als die Buben größer wurden und nicht mehr bei ihren Eltern schlafen konnten, blieb für sie nichts anderes übrig, als auf der Bühne (Dachboden) zu schlafen. Man konnte manchmal zwischen den Dachplatten hindurch sehen und es kam immer wieder vor, dass morgens Reif auf der Bettdecke lag. Da das ganze Haus im Winter auskühlte, fror die Wasserleitung ein und das Wasser musste vom Kuhstall oder Untergeschoss in Eimern in die Küche getragen werden.

Es gab natürlich auch Häuser, die besser gestellt waren und mehr Wohnraum hatten. 1945 und 1946 kamen nach dem Krieg viele Heimatvertriebene. Im damaligen Nordwürttemberg mussten 441 000 Heimatvertriebene aufgenommen werden, das waren 18.1% der Bevölkerung. Es ist anzunehmen, dass so viele auch in Köngen aufgenommen werden mussten. Köngen hatte meines Wissens damals ca. 3000 Einwohner, das wären dann zwischen 500 und 600 Heimatvertriebene. Diese Menschen unterzubringen war ein riesiger Kraftakt, und dies ging nicht ohne Zwangsmaßnahmen. Diese Arbeit mussten ein Köngener und ein Heimatvertriebener bewältigen. Sie können sich vorstellen, dass das keine beliebte Aufgabe war. Die Menschen wurden den einheimischen Familien zugeteilt. Sehr häufig musste in einer Küche gekocht werden. Die Toiletten, damals keine WCs, waren auch nur einfach vorhanden. Dass dieses enge Zusammenleben viele Konflikte mit sich brachte, ist verständlich. Trotzdem ging das Leben weiter und die Heimatvertriebenen wurden sehr schnell integriert, so dass man heute kaum noch erkennt, wer seine Heimat verlassen musste oder seine Wurzeln im Schwäbischen hat.

die volle Stube meiner Großeltern

Das Leben war noch in vielen anderen Dingen anders. Der Großteil der Bevölkerung war landwirtschaftlich geprägt. Man lebte meist von eigen erzeugten Produkten. Mehl, Gemüse, Eier, Milch, auch das Fleisch wurde oft selbst erzeugt. Parallel dazu kam die Arbeit in den hiesigen und umliegenden Fabriken. Wege bis nach Stuttgart, ohne Auto und relativ wenig öffentliche Verkehrsmittel, waren üblich.

Auch die Freizeit war anders. Fernsehen gab's noch nicht, Radio war sehr selten. Deshalb waren Vereine eine sehr wichtige Möglichkeit sich zu treffen mit anderen Menschen; das sind sie natürlich heute noch. Eine Tradition gab es in Köngen, die vielen vielleicht noch bekannt ist: Das ist der Karz. Ein Treffen von Menschen aus der Nachbarschaft oder im näheren Bekanntenkreis in den Wintermonaten im Wohnzimmer einer Familie. Dort traf man sich, die Frauen machten Handarbeiten wie Stricken und Häkeln, auch Spinnen von Schafwolle. Die Kinder machten Spiele. Man sang Volkslieder und auch Choräle. Es ging gesellig zu und es war ein schöner Brauch. Die Stube war warm und man musste die eigene nicht heizen. Diese Tradition kam wahrscheinlich aus der Tradition der Lichtstuben, als man, um Licht und Heizung zu sparen, zusammen kam, und man nützte es gleichzeitig zur Geselligkeit. Als Kind weiß ich noch die volle Stube meiner Großeltern. Die ganze Nachbarschaft war da und es war für mich schön auch dabei zu sein. Vielleicht ist das eine Tradition, die auch heute wieder aufleben könnte.

Gottlieb Lamparter

... über Raum und Zeit

Fremde Räume bleiben fremd für mich, wenn ich dort nicht mit anderen Menschen in Beziehung trete. Ich wünsche mir, dass das, was in mir und in anderen ist, ausgetauscht wird, suche Kontakt zu dem, was andere bewegt. Eine Freundin wohnt in Namibia. Ich war noch nicht dort, höre aber mit Interesse und Staunen ihre Erzählungen, stelle mir

Was ist das für ein Raum, der Himmel?

vor, wie sie auf Regen wartet, Wasser sparen muss, wie sie selbstverständlich je nach Gesprächspartner eine von drei ihr geläufigen Sprachen spricht. Ich höre von der jahrelangen Trockenheit, von der Hitze, aber kann ich die mir – selbst nach dem diesjährigen Sommer – wirklich vorstellen? Ich erfahre dabei auch nicht wirklich die Brisanz im Leben zwischen den unterschiedlich geprägten Kulturen. Immer wieder merke ich, wie fremd mir ist, was meine Freundin erzählt, dass ich keine Ahnung davon habe, wie es wirklich in ihrem Land ist.

Die Bibel ist voll von Erzählungen darüber, wie Menschen fremde Räume betreten und eingenommen haben. Gleichzeitig lesen wir in ihr, wie Gott im unendlichen Raum mit uns im endlichen Raum in Beziehung tritt.

Gott wurde in Jesus Mensch, um den Kontakt mit uns wieder herzustellen. Dabei reicht es nicht, das Kind in der Krippe zu sehen, um einzutreten in einen fremden Raum, in ein Reich, das „nicht von dieser Welt" ist. Wir nennen es „Himmel" und meinen damit nicht den Sternenhimmel, das Weltall.

Was ist das für ein Raum, der Himmel? Niemand war schon dort. Keiner kann ihn beschreiben. Ich kann ein wenig davon erfahren, wenn ich etwas von dem Herrn und Schöpfer des Himmels und der Erde selber erfahre. Wer die präzisen Strukturen der atomaren Konstruktionen betrachtet, ist vielleicht beeindruckt, vielleicht erkennt er über allem ein „höheres Wesen". Vielleicht bekommt er aber auch eine Ahnung davon, dass über allem eine liebevolle Hand steht, die kunstvoll zusammen gefügt hat mit Sehnsucht nach Gemeinschaft: „Lasst uns Menschen machen, ein Bild das uns gleich sei."

Wer diesen Gott anerkennt, bekommt das Angebot ihm zu vertrauen. Das ist tatsächlich ein Wagnis. Wird er tun, was mir gefällt? Er gibt uns aber die Freiheit, unseren begrenzten Raum selber zu gestalten, mit der Möglichkeit, dies in Zusammenarbeit mit ihm zu tun im Vertrauen darauf, dass er mehr erkennt als wir. Was riskieren wir, wenn wir diesem Herrscher über Raum und Zeit erlauben, mit uns in Beziehung zu treten?

Ich bin begeistert davon, wie Gott mich respektiert, wie er geduldig meine Fragen beantwortet und wie er in meinem Leben handelt, wenn ich ihm erlaube, in meinen Lebens-Raum einzutreten. Wie wird es sein, wenn ich in seinen Lebensraum eintrete?

Magdalene Schnabel

Räume verwandeln

„So viel Raum, allein für uns!" Dieser herrlich helle und hohe Raum, nein, Saal, sollte uns also für drei Tage zur Verfügung stehen. Mit Vorraum – auch dieser prächtig, alles mit Parkett und Stuck und dem Barock des Oberlands versehen. Wir staunten. Drehten uns nach allen Richtungen. Hier könnte man tanzen... Platz, Raum, Freiraum zum Greifen nahe –

ein bisschen barocker Glanz fiel auf uns

zum Wandeln, Sinnieren, um Neues zu denken, uns fortzubilden. Wir waren ja nicht auf Urlaub hier. Nein, es war die jährliche Klausur unseres Kollegiums im Tagungshaus Kloster Obermarchtal.

Schon beim Ankommen begrüßte uns die Weite des Oberlands. Ein Storch klapperte vom Nachbargebäude aus großer Höhe auf uns herab. Die Zimmer, die wir zum Übernachten bezogen: Einfach, aber geschmackvoll, hoch und – eben wieder viel Raum! Mittendrin im Tagungsgebäude: ein schlichter Kreuzgang – mit einer Fotoausstellung gestaltet. Das Mittagessen an Tischen mit weißen Tischdecken, dazu eine freundliche Bedienung, die uns das Essen bringt. Apropos Freundlichkeit: Vorsichtig fragten wir, ob wir wohl unsere Andachten in der Kapelle feiern dürften. Wir hatten sie ja nicht gebucht. „Aber selbstverständlich, sehr gerne. Sie dürfen auch den Spiegelsaal nützen, wir freuen uns darüber." Wir staunten immer wieder. So viel Freundlichkeit, so viel Gastfreundschaft und Weite – innere Weite und eben auch ganz äußerlich. Wir tagen sonst in unserem Kollegiumszimmer in Birkach. Nüchterne Betonwände, Teppichboden, es ist etwas beengt, die Luft schnell stickig. Ganz OK, ein Arbeitsraum eben.

Und hier: Wir fühlten uns geehrt und beehrt, ein bisschen barocker Glanz fiel auf uns. Die Arbeit fiel leicht, das Zuhören auch, Gelassenheit war spürbar. Von Stunde zu Stunde schien die Atmosphäre dieses Hauses auf uns überzugreifen. So als ob dieser Raum und seine Weite etwas mit uns machen würde, uns verwandeln würde.

Gibt es das? Kann das wirklich am Raum liegen? Oder an der Freundlichkeit und

Großzügigkeit, die darin gepflegt wird? Oder gilt beides? Und wie bedingt sich das? Wie ist das sonst im Leben: Verändert mich ein Raum? Was ermöglicht mir welcher Raum? Macht ein weiter Raum weit, ein enger Raum eng? Diese Fragen haben uns KollegInnen noch eine Zeit beschäftigt.

Liebe LeserInnen, ich höre schon Ihre Einwürfe. Ja, Sie haben Recht. Natürlich war es nicht Alltag. Ich weiß. Natürlich war es eine Art Auszeit. Aber wir haben schon viele Klausuren an unterschiedlichsten Orten gemacht. Diese Erfahrung war neu.

Ach, hab ich eigentlich schon erwähnt, dass das Tagungshaus die Überschrift ‚Sit pax advenientibus' – ‚Friede sei dem Ankommenden' trägt?

passen hier herein. Ich setze mich. Heimatgefühl stellt sich ein. Die Stuhlreihen füllen sich. Um mich herum viele vertraute Gesichter und einige neue. Wenn ich mich umdrehe, kann ich sie alle sehen. Und ich kann sie hören beim Singen und Beten. Von rechts und links und vorne und hinten. Alles ist in diesem Raum ganz nah beieinander: Taufstein, Altar, Stuhlreihen, Klavier, Pfarrerin. Der Raum ist schnell voll. Er atmet Nähe und Geborgenheit. Hier sitzt man nicht verloren in seiner Bank. Ist eingebettet. Kann sich aber auch nicht so leicht aus dem Weg gehen!

Leicht fällt es da, sich als Teil des Ganzen zu fühlen. Familiär wirkt der Raum, ein bisschen wie ein großes Wohnzimmer. Familiär ist auch die Gemeinde. Verbindlich und dennoch

Mache den Raum deiner Hütte weit, und breite aus die Teppiche deiner Wohnung; spare nicht! Dehne deine Seile lang und stecke deine Nägel fest! Jesaja 54,2.

Vor ein paar Wochen war ich zu einer Silberhochzeit eingeladen. In meiner ‚alten' Gemeinde. In einem eher modernen Gebäude, das dieses Jahr auch silbernes Jubiläum feiert. Ich gehe in den Sakralraum hinein. Ein hoher heller Raum, mit einem großen Fensterkreuz in der Decke. Höchstens 100 Menschen

mit großer innerer Weite ausgestattet.

Wieder komme ich ins Sinnieren: Was ermöglicht mir dieser kleinere Raum, dieser Gottesraum? Bin ich hier eine Andere? Und wie ist das: Prägen auch Kirchenräume ihre Gemeinden? Wird eine Gemeinde wie ihr Gottesdienstraum? Verwandelt uns Gott auch durch die Räume, die er uns schenkt?
Was meinen Sie?

Margund Ruoß

Wozu braucht die Kirche ihre Kirchen?

Der kath. Kölner Dom führt mit 6 Millionen jährlich die Rangliste der Kirchen mit Millionenpublikum an, dahinter die Dresdner Frauenkirche mit 2 Mio., der Hamburger Michel mit 1,3 Mio. und die Kaiser-Wilhelm Gedächtnis Berlin, 1 Mio. Das Ulmer Münster liegt knapp an der Millionenschwelle. Die ev. Laurentiuskirche in Nürnberg hat 750 000 Besucher[1]. Für die meisten mittleren Zentrumskirchen gibt es keine Zahlen. Auch in Württemberg fand ich keine Besucherzahlen für die bedeutenden Stiftskirchen in Stuttgart, Tübingen und für die Kirchen in Esslingen, Nürtingen und die Peter- und Paulskirche in Köngen. Ich kann nur vermuten, dass man in der Summe auch bei diesen Kirchen auf ein Millionenpublikum kommt.

Kirchen sind Hybridräume der Transzendenz

Was sucht nun dieses Publikum in Kirchen und Kapellen? Sie kommen ja nicht nur als Gemeindeglieder. Sie kommen auch als Touristen, als Suchende, Fragende, Neugierige, Wissenshungrige. Sie kommen als Einzelne und sie suchen etwas in den Räumen. Für viele, die Kirchen besuchen, ist der Raum die Botschaft, nicht, jedenfalls nicht in erster Linie, die Botschaft, die in ihm verkündigt wird.

Ich ziehe aus dieser Beobachtung eine erste Folgerung: Die Kirchen sind heute nicht mehr ausschließlich ein Haus der Gemeinde, sondern ein Haus für viele Menschen, die in ihnen unterschiedliche Erfahrungen machen. Die Besucher kommen und erfahren die Kirchen religiös, spirituell, ästhetisch, auch politisch, etwa beim Kirchenasyl oder sie erleben eine Kirche sozial, wie in der Stuttgarter Vesperkirche. Diese unterschiedlichen Bezugnahmen können sich in den meisten Kirchen entfalten, weil diese Kirchen ein weites Dach haben, so wie die Köngener Peter- und Paulskirche oder das Ulmer Münster.

Was ist nun das Thema, das die Besucher im Raum einer Kirche suchen? Es ist etwas, das über den eigenen Horizont hinausgeht, Es ist die Sehnsucht nach einer Überschreitung und Weitung des eigenen Daseins. Eine Weitung, die nicht irgendetwas betrifft, sondern das eigene Selbst und die sich dieses Selbst nicht selber geben kann. Rudolf Otto bezeichnet die religiöse Erfahrung der Selbsttranszendenz als „Kontrast-Harmonie". Zu ihr gehört ebenso die erschütternde Seite am Geheimnis Gottes wie die erhebende, beglückende Seite Gottes. Diese Überschreitung meines Selbst im Kirchenraum kann durchaus religiös gedeutet werden, etwa als Verlust und Gewinn des eigenen Lebens in Christus (vgl. 2 Kor 5,17). Doch selbst in einer Kirche wie

1 http://www.idea.de/thema-des-tages/artikel/die-zehn-meistbesuchten-evangelischen-kirchen-deutschlands-825.html (letzter Aufruf 1.7. 2015)

der Peter- und Paulskirche, die einen religiösen Anspruch erhebt, muss diese Erfahrung der Weitung des eigenen Daseins nicht mehr zwingend religiös gedeutet werden.

Wozu braucht die Kirche dann noch ihre Kirchen? Meine erste Antwort: Sie braucht Kirchen für ihre Gottesdienste. Es sind die Bauwerke, in denen sich zeigt in Wort und Sakrament, dass Gott gegenwärtig ist. Meine zweite Antwort: Sie braucht die Kirchen, weil viele Menschen sie brauchen. Kirche ist Gastgeber für eine beeindruckende Zahl an Besuchern, die mit den Kirchengebäuden ein Bedürfnis nach Weitung und Überschreitung ihres Daseins verbinden, das sie selber nicht immer religiös interpretieren. Und sie braucht Kirchen – und das ist meine dritte Antwort

– um beides miteinander zu verbinden: Die Sehnsucht der Menschen nach Selbst-Transzendenz, die in dieser Kultur unterschiedliche Formen annimmt, mit der Gegenwart Gottes im Gottesdienst der christlichen Gemeinde. Kirchen sind Hybridräume der Transzendenz. In Kirchen wird im Gottesdienst der Gemeinde gewissermaßen ein zweites Mal von Gott her überschritten, was Menschen am Ort des Museums, des Fußballstadions, der Arbeit, im Kino, auch im Raum einer Kirche, an Erfahrungen der Daseinserweiterung gemacht haben.

Diesen Geist einer produktiven religiösen Vertiefung und Weitung der kulturell verbreiteten Formen von Daseinsweitung muss die Gemeinde am Ort ihrer Kirche gastfreundlich und klug vertreten. Man kann daraus eine Regel ableiten. Eine Kirche, die nicht ein Haus der Gemeinde ist, die nicht geistlich beatmet wird, die nicht in den verschiedenen Formen der Liturgie die Gegenwart Gottes feiert, verliert auch ihren Reiz für andere Besucher. Auch für Gäste, Suchende und Neugierige sind nur die Kirchen interessant, die nicht nur äußerlich Kirchen sind, sondern auch innerlich und der Sache nach. Aber leider gilt nicht die Umkehrung. Eine Kirche, die als Versammlungsort einer Gemeinde funktioniert, ist deshalb noch lange nicht ästhetisch attraktiv und noch lange nicht gesellschaftlich vernetzt. Viele Kirchen müssen heute wieder eingebettet und angeschlossen werden an die gesellschaftlich relevanten Erfahrungen der Daseinsweitung. Diese Einbettungen verstehen sich heute nicht mehr von selbst. Für die öffentliche Aufmerksamkeit ihrer Kirche muss eine Gemeinde etwas tun. Kirchen können ein offener Raum der Transzendenz werden, ein Umschlagort für die religiöse Deutung von kulturellen Erfahrungen der Selbsttranszendenz, aber sie sind es nicht mehr ohne weiteres. Eine Gemeinde muss für diese Vernetzung mit den Transzendenzbedürfnissen der Gegenwart arbeiten, sich diese Öffnung auch räumlich und architektonisch immer wieder neu erarbeiten. Es sei denn, man ist in der luxuriösen Situation als Gemeinde eine so schöne und gut renovierte Kirche zu haben wie die Köngener Peter- und Paulskirche. Dann kommt die öffentliche Aufmerksamkeit wie von selbst.

Thomas Erne

Konfirmandenbild, entstanden auf der Konfi-Freizeit Ende Oktober auf dem Vogelhof

Virtueller Raum

Das Internet war wohl eine der revolutionärsten Erfindungen der letzten Jahrzehnte, denn kaum eine Erfindung hat der Menschheit so viele neue Möglichkeiten gebracht. Wo früher noch die Einkaufstasche hergerichtet, der Autoschlüssel gezückt und der Weg in die Stadt zum Klamottenkauf angetreten wurde, genügt heutzutage ein einfacher Mausklick um Kleidung und Güter aller Art direkt bis vor die Haustüre liefern zu lassen. Kontakt mit Menschen herzustellen oder zu halten, ohne ein persönliches Gespräch führen oder diese besuchen zu müssen war noch nie so einfach. Soziale Netzwerke ermöglichen Kontakte sogar über große Distanzen, ersparen aber auch den Gang über die Straße zum Nachbarn. Streaming von Filmen oder Fernsehserien ersetzt Kinos, Downloads machen Musikgeschäfte und Plattenläden überflüssig, politische Diskussionen werden inzwischen

Die virtuelle Welt hat sich mittlerweile etabliert

öfter auf Facebook entfacht als im Bundestag.

Die virtuelle Welt hat sich mittlerweile in vieler Menschen Leben etabliert und ist nicht nur zu einem Rückzugsort geworden, um bei Computerspielen abzuschalten oder einer Möglichkeit, Erledigungen bequemer zu gestalten. Auch die Optionen, die eigene Meinung in diesem virtuellen Raum kundzutun, sind mit sozialen Netzwerken und Foren nahezu grenzenlos. Hierbei spielt auch die Anonymität eine Rolle, die vielen die Sicherheit gibt, jegliche Ansichten in die Welt zu tragen ohne dafür direkt nachverfolgt werden zu können. Abgesehen von oben genannten Geschäften, die das Internet ersetzt, bietet dieser neue Raum eine Möglichkeit der Versammlung und des Meinungsaustausches ohne direkte Regulierung, ohne „Aufpasser",

der unerwünschte Äußerungen oder radikales Gedankengut von der Allgemeinheit des Internets fernhält oder die betroffenen Personen für Fehlverhalten bestraft. Gerade bei Diskussionsthemen der letzten Zeit wie die Politik der EU, Griechenland, die „Flüchtlingskrise" oder Randthemen wie die Korruptionsaffären des Deutschen Fußballbundes entbrennen im virtuellen Raum Diskussionen, die schnell in beleidigende Kommentare und Äußerungen abdriften, die auf der Straße im direkten Gespräch wohl kaum fallen würden.

Abschließend ist der sogenannte virtuelle Raum mit verschiedenen Ansichtsweisen zu betrachten. Einerseits wird das Leben im Hinblick auf das Angebot, auf das man als Verbraucher oder auch Anbieter im Internet Zugriff hat, deutlich erleichtert, doch andererseits sorgen die Möglichkeiten der Meinungsäußerung online auch für Schattenseiten. Doch wenn das Internet sinnvoll und mit Bedacht genutzt wird, kann jeder davon profitieren – Mit ein wenig gesundem Menschenverstand und selbst auferlegten Regulierungen.

Ronny Fahrion

Warteräume

Sei es auf einem Bahnhof, beim Arzt, auf einem Amt oder in einer Firma. Wahrscheinlich war jeder von uns schon einmal in einem Warteraum. Welche Gefühle kommen da in einem auf? Meist haben solche Räume kein so positives Image. Sie stehen uns Zeit, sind manchmal muffig oder wir erwarten weniger angenehme Dinge.

Haben sie es auch schon erlebt, wenn sie beim Arzt sind, das Wartezimmer ist voll und es geht nichts vorwärts. Dann wird ein Patient aufgerufen der nach ihnen gekommen ist. Man denkt gleich an Ungerechtigkeit.

Das Warten kann sogar etwas Gutes haben

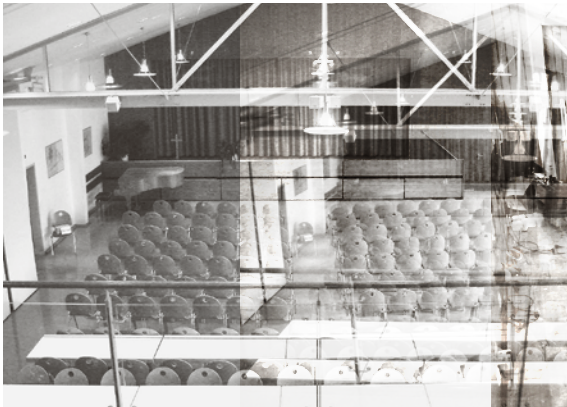
Der oder die Nachbarin niest und schleudert seine Bakterien in den Raum. Oder der neben mir stinkt nach Knoblauch. Wie geht es mir dabei? Noch viel schlimmer: Ich erwarte vom Arzt eine Nachricht. Fällt sie gut oder schlecht aus? Was kommt auf mich zu? Was ist, wenn ich eine unheilbare Krankheit habe? Diese Fragen können einen umtreiben.

Beim Warten hat man Zeit zum Nachdenken, kann seine Gedanken schweifen lassen. Dies kann man sonst in der anderen Zeit nicht oder man muss sie sich nehmen. Wer macht das schon in unserer schnelllebigen Zeit? So gesehen, kann das Warten sogar etwas Gutes haben. Nun warte in dem Raum nicht nur ich, sondern es sind noch andere Menschen da. Wie es denen wohl geht?

Ganz anders kann es auf dem Flughafen sein. Sie stehen am Ankunftsgate und warten auf eine liebe Bekannte oder einen Bekannten. Man freut sich auf die Zeit, die man miteinander verbringen kann, in der man etwas erlebt, in der die Beziehungen wieder enger werden. Da achtet man weniger auf die, die neben einem stehen und man merkt nicht, dass die Flughafenhalle kein Außenlicht hat und dass noch viel mehr Menschen da sind als in der Arztpraxis.

Warteräume gibt es noch viele in unserem Leben, auch im übertragenen Sinn, solche mit negativem und solche mit positivem Charakter. Jeder wird beide erleben. Es ist schön, wenn man etwas Positives daraus machen kann.

Gottlieb Lamparter



Raum für mich

Als ich vor ein paar Jahren in ambulanter Reha war, suchte ich nach stundenlangem Training mit Vorliebe einen ganz besonderen Raum auf, den Ruheraum. Auf einer der vielen Liegen streckte ich mich aus und genoss es, in der Stille ganz für mich zu sein.

Einen halben Tag lang hatte ich getan, was nötig war. Ganz allmählich gewann mein Arm

wo ich einfach nur sein darf

Kraft zurück. Meine Schulter wurde beweglicher. Von Woche zu Woche war feststellbar, dass ich meinen Arm höher heben konnte. Mein Bewegungsspielraum wuchs. Für meinen Körper hatte ich gesorgt. Das war sehr anstrengend aber gut, reichte jedoch nicht. Ich wollte meine inneren Bedürfnisse wahrnehmen, in Kontakt mit mir selber sein. Ich suchte auch das Zwiegespräch mit Gott.

Nach dieser Ruhezeit ging ich gestärkt nach Hause, vorbereitet für die Anforderungen im Alltag, die Aufgaben in der Familie, die Gespräche aufgrund der Nöte meiner Klienten.

Raum für mich finde ich nicht nur im Ruheraum, sondern wo ich einfach nur sein darf, wo ich gesehen werde, wo ich mit meinen Schwächen angenommen bin, wo ich Träume haben kann, wo ich planen und ausprobieren kann, wo ich mir erlauben kann Fehler zu machen und von neuem zu beginnen, wo ich wertgeschätzt werde. Dies kann ich bei vielen Menschen erfahren, vielmehr aber beim Vater im Himmel, unserem großen Gott, der mich nicht erst liebt, wenn ich...

Wenn ich meinen Raum einnehme, kann ich auch für andere da sein, die Bedürfnisse anderer wahrnehmen und mich entscheiden, wie viel ich von mir zeige und was ich gebe. Raum für mich finde ich nicht nur, wo ich für mich alleine, sondern auch, wo ich im Gedankenaustausch mit anderen sein kann. Ebenso, wenn ich etwas Nützliches für andere oder für die Gemeinschaft tun kann. Unbedingt benötige ich, Entscheidungsfreiheit zu haben. Ich will meine Ziele entwickeln und ihnen nachgehen. Dann geht es mir so wie den Fröschen in dem Gedicht Goethes, die im zugefrorenen Teich träumen: „Fänden sie nur da oben Raum, wie Nachtigallen wollten sie singen." Auch ich habe Träume, wenn auch andere als diese Frösche. Solche Überlegungen geben mir Schwung. Wo ich lustvoll etwas tun kann, wird mein Tun leichter. Gerne bin ich da, wo ich nicht nur durch mein Tun akzeptiert werde.

Enge empfinde ich da, wo über meinen Glauben bestimmt werden soll. Hier brauche ich die Möglichkeit zu fragen und zu zweifeln. Dann erfahre ich, dass auch Gott Lust zu mir hat, dass er meinen Schritten weiten Raum gibt, wie wir in Psalm 18 lesen können.

Magdalene Schnabel

Keinen Raum in der Herberge

„Haben Sie ein Zimmer frei?", fragt Josef jedes Jahr im Krippenspiel beim Mitmachgottesdienst. „Ein Zimmer für meine Frau und mich?". „Nein!", kommt prompt die Antwort vom Wirt, „wir sind ausgebucht. Wir haben kein Zimmer frei, keinen Raum für euch."

„..., denn sie hatten keinen Raum in der Herberge." Nur ein Halbsatz im Lukasevangelium. Aber er beflügelt die Phantasie. Lässt Bilder in uns entstehen. Eine schwangere Frau und ihr Mann auf der Suche nach einer Übernachtungsmöglichkeit. Schutzlos. Wind und Wetter ausgeliefert. Unter Zeitdruck wegen der anbrechenden Dunkelheit. Und weil das Kind kommt, suchen sie verzweifelt Unterschlupf.

„... du stellst meine Füße auf weiten Raum"

„Keinen Raum."

Waren alle Zimmer belegt, ausgebucht? War die Herberge zu klein? So vollgestopft, dass nicht einmal im Matratzenlager, auf dem Sofa oder auf dem Gang etwas frei war? Wollte man die Leute einfach nicht aufnehmen, weil sie von auswärts kamen, arm aussahen? Und dann auch noch eine Schwangere, was das für Scherereien gibt. Eine Geburt in der Herberge mit allem drum und dran. Das Geschrei des Neugeborenen und die Beschwerden der anderen Gäste, nein Danke. „Keinen Raum".

Logisch, Raum muss vorhanden sein, wenn Flüchtlinge oder Gäste aufgenommen werden sollen. Schon zu biblischen Zeiten. „Es ist auch viel Stroh und Futter bei uns und Raum genug, um zu herbergen." (1.Mose 24,25) Alles da, du kannst kommen – so lädt Rebecca den Knecht Abrahams ins Zelt ihrer Eltern ein.

Wo kein Raum ist, kann man nicht einladen, nicht leben und nicht wohnen.

„Weh denen, die ein Haus zum andern bringen und einen Acker an den andern rücken, bis kein Raum mehr da ist und sie allein das Land besitzen!" (Jes 5,8) So klagt der Prophet Jesaja das himmelschreiende Unrecht an, wenn die Reichen alles aufkaufen, Land rauben und Wohnungen an sich reißen, so dass für die Armen kein Platz mehr ist. Ihnen die Lebensgrundlage entzogen wird. Raum ist ein Grundrecht und ist doch im Grunde genommen mit keinem Geld der Welt zu bezahlen.

Dass der Raum eng wird, kann aber auch die Folge von Segen sein. Der Prophet Elisa

hat so großen Zulauf, dass seinen Schülern der Raum zu eng wird und sie am Jordan ein neues Haus zimmern müssen. Jesaja prophezeit dem Volk Israel so zahlreichen Nachwuchs, dass es in Jerusalem zu eng werden wird und neuer Raum geschaffen werden muss. Super!

„Raum" steht in der Bibel für die Dimensionen, in denen alle Ereignisse stattfinden. Dreidimensionaler Raum und auch Zeit zum Leben. So, wie Gott in der Schöpfung

dem Menschen Raum und Zeit zum Leben geschenkt hat.

„… du stellst meine Füße auf weiten Raum", heißt es in Psalm 31. Die ganze Schöpfung in einem Halbsatz. Da ist alles drin. Gott, der uns ins Leben hineinstellt. Uns das Leben schenkt. Da gibt es Möglichkeiten. Wir können uns entfalten. Bekommen Freiheit. Eine Zukunft. Lebenszeit. Und nicht nur das. Eine trittsichere Perspektive. Es ist kein unendlicher, bodenloser Raum. Keine grenzenlose Freiheit. Gott will Boden, Grundlage sein. Wir sind in unserer Freiheit gehalten: „Du gibst meinen Schritten weiten Raum, dass meine Knöchel nicht wanken." (2.Sam 22; Ps 18).

In der Bibel braucht auch ein Wort, ein Satz, eine Botschaft Raum – zum Entfalten, Nachklingen, Wirken. „Mein Wort findet bei euch keinen Raum." (Joh 8,37), sagt Jesus. „Gebt mir Raum in euren Herzen", bittet Paulus fast schon verzweifelt im Korintherbrief. Doch wie schafft man Raum im Herzen? Von Maria heißt es, dass sie die Worte des Engels alle behielt und ihrem Herzen bewegte. Sich darauf konzentrieren und daran festhalten – Raum schaffen.

„Keinen Raum in der Herberge", das ist zum Glück nur ein Satz von Menschen, kein Satz Gottes. Auch wenn Gott die Erfahrung bei uns Menschen macht, dass die Herbergen und Herzen manchmal ausgebucht sind. Sein Haus ist es nicht.

Der Satz Gottes lautet: „In meines Vaters Hause sind viele Wohnungen. Wenn's nicht so wäre, hätte ich dann zu euch gesagt: Ich gehe hin, euch die Stätte zu bereiten?" (Joh 14,2). Das Spannende: das Wort, das Martin Luther hier mit „Stätte" übersetzt, gibt er an anderer Stelle mit „Raum" wieder. Dasselbe griechische Wort wie in der Weihnachtsgeschichte.

Auch wenn Jesus keinen Raum gefunden hat. Er schafft für uns Raum in Gottes Haus. Auch wenn es auf der ganzen Welt keinen Raum gibt, bei Gott gibt es Raum. Hier können wir uns ausbreiten. Hier sind wir geborgen. Auch diejenigen, die in der Welt keine Herberge gefunden haben. Das ist die Verheißung.

Auch in diesem Jahr fragt Josef wieder im Krippenspiel nach einem Raum. Und es klopfen Flüchtlinge an. Und fragen bei uns nach einem Raum in unserem Land, in unseren Häusern, in unseren Herzen, bei Gott.

Bernd Schönhaar

Dit Hus is mien und doch nich mien, de no mi kummt, nennt´t ook noch sien

Diese verwitterten Inschriften kann man an manchem alten Gehöft hoch oben im Giebel im Alten Land lesen. Und es ist der erste plattdeutsche Satz, den ein kleines Mädchen gelernt hat. Der zweite war: „Woveel koomt denn noch vun jau Polacken?" Zu lesen in Dörte Hansens Buch „Altes Land".

Mein Haus ist nicht meins? Mein Reich, mein Territorium, my castle und meine Burg ist nicht meins? Ein Witz, ein Schabernack? Überhaupt, warum sind uns die eigenen vier Wände so wichtig? Oder heilig gar?

Nun stellen Sie sich mal vor, Sonne scheint nicht mehr, Nacht ist, dunkel und duster. Und draußen ist gleichbedeutend mit frostig. Ungemütlich, überhaupt nicht heimelig. Was will man da? Na klar, rein in die warme Stube. Wer hat, dann am besten an den Ofen. In den eigenen vier Wänden sein. Gemütlich, wohlig, daheim. Das Unheimliche der Nacht erhellen, den Gefahren von Stürmen und Eiseskälte trotzen. Drinnen ist gut. Draußen nicht. Herbergen. Geborgen. Ok. Klar. Was Leckeres zu essen und was gegen den Durscht wäre auch noch prima. Priml!

Aber es sind doch nur Wände. Aus Steinen gemauert. Stabil, fest. Und sonst? Was macht ein Heim aus? Menschen, die einen lieben, anlächeln und in den Arm nehmen. Eine Tür, ein Schloss, so dass das, was draußen bedrohlich ist, nicht rein kann? Abschließen. Sicher sein. Und drinnen ist alles vertraut. Man kann im Dunkel ohne Licht durch die Zimmer gehen. Man kann sicher schlafwandeln. Das eigene Heim strahlt eine Ruhe aus. Man kann zur Ruhe kommen. Man kann auch laut sein. Musik ganz laut hören, was auf die Ohren bekommen und den Bass im Bauch fühlen. Man kann sich was trauen. Oder Rollläden runter. Niemand kann rein gucken. Geht niemand was an.

Und egal wie schlimm die Stürme draußen toben, wir wissen, die Sonne kommt wieder. Morgen wird es wieder warm. Oder wir schauen auf eine Wetter-App und wissen dann, wann es soweit ist. Und aus Erfahrung wissen wir, nach Herbst und Winter kommt

Aber es sind doch nur Wände

der Frühling und die Sonne wärmt uns wieder auch draußen. Wir gieren dann regelrecht nach der wärmenden Sonne. Wir kennen den Lauf des Lebens und wissen, wann was passiert. Jedenfalls so in etwa. Mit jedem Jahr plus blicken wir auf eine immer länger werdende Erfahrungsstrecke zurück.

Doch was wäre, wenn diese Erfahrungen uns nicht helfen. Wenn unser Kopf zwar sagt: „Ist doch alles nicht so schlimm." Und wir trotzdem Angst kriegen. Uns fürchten. Nachts schlecht schlafen. Nicht zur Ruhe kommen. Wenn es auch drinnen in uns duster wird. Depressiv. Oder einfach nur traurig. Zudem erschöpft von der Tage Alltag und Mühe.

Haben Sie schon mal gewartet, auf das, was uns entgegen kommt. Voller Hoffnung und Furcht. Auf besseres Wetter, auf bessere Zeiten? Die Hoffnung stirbt zuletzt. Stimmt das? Aber was wäre, wenn man die Hoffnung verliert? Verloren? Nur noch ängstlich im Loch? Und was gibt uns Hoffnung? Was lässt uns hoffnungsfroh sein? Glaube an das Gute, an die Liebe? Wie fest sind Sie im Inneren?

Ich kann mir gut vorstellen, dass man verzagen kann. Insbesondere wenn man müde und erschöpft ist. Keine Kraft mehr hat. Da können einem die leichtesten Stürme ganz schön zusetzen. Gut, wenn man sich dann zurückziehen kann. Ins warme und vertraute Heim. Mit lieben Menschen, die einen umgeben, umhegen, da sind. Bindung gibt Halt.

Und am besten dann das tut, was einem die innere Stimme sagt. Was einem gut tut. Nicht was man muss oder sollte. Und glauben Sie, dass das gut und richtig ist. Gewollt.

Kennen Sie von Janosch die Geschichte von der Grille Mariechen und dem Maulwurf? Die fiedelte den ganzen Sommer lang, sorgte aber nicht für den Winter vor. Dann kamen Schnee und Kälte. Beim Hirschkäfer oder bei der Maus blitzte sie übel ab. „Ne ne, Mariechen. Hättest du mal. Aber hast nicht. Nun sieh selber." Doch beim blinden Maulwurf kam sie unter. Im wahrsten Sinne des Wortes. Der freute sich über ihre Gesellschaft und ihr Spiel. Und so teilten sie sich seine Vorräte und aßen gemeinsam die Erbse. Am bollernden Ofen.

Ich wünsche Ihnen, dass Sie so einen Maulwurfsbau und solche Menschen um sich herum haben. Auf dass Sie allzeit Sonne im Herzen haben. Und die Prüfung bestehen.

Michael Wulf

Impressum

Redaktionsteam: Ronny Fahrion, Julia Förster, Uwe Johannsen, Gottlieb Lamparter, Petra Maier, Magdalene Schnabel, Bernd Schönhaar, Katja Schwilk, Michael Wulf.

Kontakt: Evangelische Kirchengemeinde Köngen, Kiesweg 59, Tel. 07024/81333 www.evkg-koengen.de

Fotos: Petra Maier, Magdalene Schnabel und Bernd Schönhaar.

Herausgegeben wird die BRÜCKE von der Ev. Kirchengemeinde Köngen, Petra Maier. Sie erscheint mit drei Ausgaben im Jahr. Namentlich gekennzeichnete Artikel geben die Meinung der Autoren wieder.

Gestaltung: Andreas Korn, Tübingen.

Druck: Grafische Werkstätte der BruderhausDiakonie, Reutlingen. Gedruckt auf Umweltpapier.

Liebe Leserinnen und Leser,

an dieser Stelle möchte ich mich ganz herzlich bei Wolfgang Hintz bedanken, der in über 20jähriger Mitarbeit im Brücketeam unzählige Stunden seiner Freizeit für unseren Gemeindebrief geopfert hat, über 12 Jahre davon als verantwortlicher Chefredakteur. Er möchte sich nun einem anderen Aufgabenfeld zuwenden und wir wünschen ihm viel Spaß und gute Erfahrungen dort. Sie als Leserschaft werden wohl hauptsächlich seine brillant geschriebenen Texte und einfühlsamen Interviews vermissen und natürlich so manches Foto, wir als Team darüber hinaus einen Mitarbeiter, der gleichermaßen kreativ und strukturell begabt

ist und dies mit viel Engagement in unsere Sitzungen eingebracht hat. Die Brücke verliert mit ihm einen ihrer Hauptpfeiler. Ich kann mir unsere Arbeit ohne ihn nur schwer vorstellen und hoffe sehr, dass er uns als Textschreiber immer mal wieder ein wenig unterstützen wird.

Vielen Dank für alles Wolfgang!
Im Namen des Redaktionsteams
Petra Maier

Wieviel Raum braucht der Mensch?

Es liegt nahe, diese Frage zunächst einmal in Verbindung zu bringen mit der Wohnfläche, die einem als Mensch zur Verfügung steht. Und die Antwort ist schnell gefunden, denn die Zahlen der Volksbefragung von 2011 liegen vor und sind beim Statistischen Bundesamt abrufbar. Demnach liegt die durchschnittliche Wohnfläche, die einer Person in Deutschland zur Verfügung steht, bei 42,7 Quadratmetern. Das klingt doch schon mal ganz gut, so dass die weitere Aufschlüsselung nach Haushaltsgröße, Single- oder Seniorenhaushalt, Kinderzahl von Paaren oder Alleinerziehenden schon fast keine Rolle mehr spielt. Natürlich ist Wohnraum mit einem Dach über dem Kopf ein elementares Grundbedürfnis und gehört in einem zivilisierten Land zu den Selbstverständlichkeiten des täglichen Lebens. Aber als Antwort reicht mir die statistische Wahrheit allein nicht aus. Ich meine, hinter der Frage steckt mehr, nämlich wieviel Raum braucht der Mensch zum Leben. Und da hilft das statistische Bundesamt nicht weiter, denn diese moralisch-ethische Dimension manifestiert sich eher in den Herzen als in Statistiken. Angesichts des unüberschaubaren Zustroms von Flüchtlingen können wir zwar Wohnflächenmindeststandards anmahnen, helfen können sie indessen wenig. Hier sind von allen Seiten Fantasie, Hilfsbereitschaft, Empathie, offene Herzen und viel Geld gefragt, wenn es darum geht, diesen Menschen „Raum in der Herberge" zu geben. Aber auch andere brauchen Raum, um sich heimisch zu fühlen. Raum, um sich zu treffen, um sich mit anderen zu freuen, um miteinander zu reden, zu diskutieren, zu streiten. Ich denke an die Jugendlichen, die dies in der offenen Jugendarbeit im „Schmelz" bisher konnten und dies, Gott sei Dank, hoffentlich auch weiterhin können. Gerade wenn ich den finanziellen Abgrund, in den die Kirchengemeinde und der Kirchenbezirk Esslingen offenbar gerade schauen, zur Kenntnis nehme, war der Schritt des Kirchengemeinderats, den „Schmelz" nicht aufzugeben, eine mutige Entscheidung. Die Jugendlichen, die diesen Treffpunkt unserer Kirchengemeinde nutzen, mögen zwar überwiegend nicht unbedingt „unsere" Jugendlichen sein, aber das war im Wesentlichen doch schon immer so. Sich gerade für die Jugendlichen einzusetzen, die eher abseits stehen und um die sich sonst niemand kümmert, ist eine diakonische Herausforderung und die missionarische Chance für uns als christliche Gemeinde. Wäre die Entscheidung des Kirchengemeinderats am 29. Oktober anders ausgefallen, hätten hier andere, sehr viel kritischere Worte an die Adresse des Kirchengemeinderats gestanden. Dass jetzt mit Mut und Fantasie für den Erhalt des „Schmelz" gestimmt worden ist, werte ich als Hoffnungszeichen dafür, dass unsere Kirchengemeinde auch in Zeiten leerer Kassen (wieso eigentlich, wenn doch die Steuerquellen so kräftig sprudeln wie noch nie?) nicht resigniert und alles, was Geld kostet, dem Rotstift opfert. Unsere Jugend braucht Raum (und nicht nur Räume), um auszuprobieren, wie das Leben funktioniert. Dass dies unserer Kirchengemeinde wichtig ist und von ihr auch so gewollt wird, ist ein Signal in die richtige Richtung.

Uwe Johannsen

Unsere Jugend braucht Raum (und nicht nur Räume)

Unsicherer Raum?

Der Gang durch einen dunklen Park in der Nacht zur nächstgelegenen U-Bahn-Haltestelle, vorbei an Obdachlosen, auf einem unbekannten Weg: Angst vor Kriminalität! Unsicherheit.

Parks und Wege, Gärten und Felder, Plätze, Anlagen oder Waldgebiete sind unbebaute Flächen im öffentlichen Raum und werden Freiraum genannt. Natürlich möchten wir uns im Freiraum sicher fühlen. Er soll kein Angstraum sein. Wir möchten ihn nutzen und uns dabei wohlfühlen, uns gerne im Freiraum aufhalten.

Doch wie beschrieben, können wir Unsicherheit im Freiraum spüren. Dabei ist Kriminalität am Ort als solche nur bedingt die Ursache: Vandalismus, Missstände wie Verschmutzung und Lärm oder Kriminalitätserlebnisse führen meist zu Furcht. Vor allem Straßen und Wege, ÖPNV-Haltestellen, Unterführungen, öffentliche Garagen und Parks sind Schlüsselräume. Geringe oder gar fehlende Beleuchtung, Unübersichtlichkeit wie durch Hecken, fehlende Ausweichmöglichkeiten und Unbelebtheit sind Merkmale für Kriminalitätsempfinden. Damit sind unübersichtliche, menschenleere und dunkle Räume diese, an denen man sich am unsichersten fühlt. Also nicht nur die Haltestelle an und für sich macht unsicher, sondern Dunkelheit oder keine weiteren Fahrgäste.

Präventionsarchitektur lautet das Stichwort und lässt sich mit sieben Anforderungen der sicheren Raumgestaltung beschreiben:

Man soll sich jederzeit zurecht finden können (**Orientierung**): Übersichtliche Parkplatzgestaltung mit reduzierter Bepflanzung; gut beleuchtete Routen von Parkplatz zu Zielort sind hilfreich.

Zum anderen einen **Überblick** über die Situation erhalten können. Unnötige zusätzliche Mauern oder Mauervorsprünge sollten eingespart werden, sodass die Sicht erleichtert wird. Unnötige Ecken, Einbuchtungen, Säulen und Pfeiler sollen vermieden werden. Eingänge sollen Richtung Straße gelegt werden.

Des Weiteren tragen die Gewährung von Einblicken (**Einsehbarkeit**) und Sichtbarmachen (**Beleuchtung**) zum sicheren Raum bei.

Sieben Anforderungen der sicheren Raumgestaltung

Die Beleuchtung soll ausreichend, nicht zugewachsen und angenehm sein.

Ein soziales, verantwortungsvolles Umfeld soll gefördert werden (**Belebung**). Nutzung des Freiraums ist wichtig – er soll zu vielerlei Aktivitäten wie Betrachten, Spazieren oder Spielen einladen. Nutzung und damit Belebung wird vor allem gewährleistet, wenn in unmittelbarer Nähe Wohnungs- und Geschäftsbetrieb herrscht.

Etwaige **Konflikte sollen** im Voraus **vermieden werden**: Einzelsitzinstallation (auf Einzelsitzen können Obdachlose schwerlich übernachten) ist eine Möglichkeit. Außerdem können Überwachungspersonen oder Kameras eingesetzt werden.

Und zuletzt sollte das Ansehen des Freiraums durch entsprechende **Pflege** – wie Dampfreinigung verschmutzter Flächen oder Zurückschneiden von Bepflanzung – aufrechterhalten werden.

So kann das Gefühl von Unsicherheit im Freiraum freilich gemindert, nicht aber gänzlich vermieden werden. Der eingangs beschriebene nächtliche Gang durch den Park wird jedoch (hoffentlich) angenehmer.

Lisa Förster (studiert Landschaftsarchitektur) und Julia Förster

Raum für Widerstand

Textilarbeiterinnen fordern Menschen- und Arbeitsrechten ein.
Nur eine dünne Blechwand trennt unseren Besprechungsraum von der vielbefahrenen lärmenden Durchgangsstraße. Was in den Räumen hinter dieser Blechwand beklagt, verabredet und organisiert wird, ist vielen Fabrikbesitzern der Textilindustrie suspekt und ein

Inzwischen bin ich stark genug

Dorn im Auge. Hier, in der Geschäftsstelle der Frauenorganisation „Mujeres Transformando", treffen sich alle zwei Wochen Vertreterinnen von Frauengruppen aus den umliegenden Gemeinden zu den Sitzungen des Komitees der Textilarbeiterinnen. Sie arbeiten in den Fabriken oder als Heimarbeiterin und dokumentieren massive Arbeitsrechtsverletzungen: erzwungene überlange Arbeitszeiten mit unbezahlten Überstunden, gesundheitsgefährdende Arbeitsplätze, Löhne unter der Armutsgrenze, Drohungen und Gewalttaten. Weil sie es leid sind, die würdelose Ausbeutung weiterhin widerstandslos hinzunehmen, haben sich etliche Frauen zusammengetan, um gemeinsam für ihre Rechte einzustehen. In der Geschäftsstelle können sie sich fortbilden, bekommen Rechtsberatung und können gemeinsam Protestaktionen organisieren.

Über 74.000 Frauen arbeiten in Freihandelszonen wie hier in Santo Tomás, südlich der Hauptstadt des mittelamerikanischen Landes El Salvador, für den internationalen Textilmarkt. In den Textilfabriken, den sogenannten Maquilas, werden aus zollfrei eingeführten Materialien Kleidungsstücke für den Export produziert. Auftraggeber sind viele international bekannte Marken, darunter auch 'Nike', 'Puma' und 'Adidas'.

Montserrat Arévalo, die Geschäftsführerin von Mujeres Transformando, erläutert uns diese Situation der Arbeiterinnen. Sie tritt selbstbewusst auf und steht doch mit ihren Mitstreiterinnen aufgrund persönlicher Bedrohungen ständig unter einem enormen Druck. Manche Fabrikbesitzer schrecken nicht davor zurück, sich krimineller Banden zu bedienen, um gewerkschaftlich organisierte Beschäftigte vor der Fabrik oder auf dem Heimweg gezielt einzuschüchtern oder gar ermorden zu lassen.

Die Klagen der anwesenden Frauen zeugen von Repressalien und Demütigungen in den Fabriken. „Der Arbeitsakkord wurde in den letzten Jahren immer weiter nach oben gesetzt. Wenngleich der offizielle Arbeitsbeginn um 7 Uhr ist, muss ich inzwischen regelmäßig bereits um 6 Uhr mit der Arbeit beginnen und oft auch abends und an Wochenenden manchmal über 12 Stunden arbeiten, um wenigstens den niedrigen gesetzlichen Mindestlohn von 210,90 Dollar im Monat zu erreichen. Und dieser reicht bei weitem nicht aus, um meine Familie zu ernähren." „In unserer Fabrik wurden Videokameras an den Toiletten und Wasserspendern zur Überwachung eingerichtet, um zu dokumentieren, wie lange sich einzelne Frauen vom Arbeitsplatz entfernen". Meist ist es unter den Blechdächern der Fertigungshallen sehr laut und extrem heiß, zudem das Trinkwasser von äußerst schlechter Qualität. Früher durften die Frauen während der Arbeitszeit nicht zur Toilette und tranken daher extrem wenig Wasser. Dies führte bei vielen Frauen zu schweren Nierenproblemen.

„Heute mit 40 Jahren habe ich das Gefühl, dass ich mein Leben hergegeben habe. Als

junge Frau habe ich mit der Arbeit in den Textilfabriken begonnen. Inzwischen schränken mich die körperlichen und psychischen Probleme, die ich durch diese unmenschlichen Bedingungen bekommen habe, so sehr ein, dass ich nicht mehr ausreichend leistungsfähig bin und daher keine Arbeit mehr finde." Alejandra* ist verzweifelt und weiß nicht, wie sie ihre Familie künftig durchbringen soll.

Noch schlimmer ist die Ausbeutung der Heimarbeiterinnen. Die Stickerinnen sind

oftmals bis zu 16 Stunden mit dem Besticken eines Kinderkleidchens beschäftigt und bekommen dafür nur 2 US-Dollar. Produziert werden diese filigranen Handarbeiten in den einfachsten Behausungen und in den Edelboutiquen New Yorks für bis zu 160 Dollar verkauft.

Frauen, die sich gewerkschaftlich organisieren, werden von ihren Vorgesetzten massiv angegriffen und beleidigt oder ihnen wird fristlos gekündigt. Dennoch bringen die hier versammelten Frauen inzwischen die Kraft auf, gemeinsam für ihre Rechte zu kämpfen. Im Besprechungsraum stehen Farbkübel, liegen Pinsel und Stoffbahnen. Hier werden gemeinsame Protestaktionen geplant und koordiniert, Slogans kreiert und Transparente gefertigt. „Inzwischen bin ich stark genug, mich gegen die Angriffe der Vorgesetzten zur Wehr zu setzen und ihnen gemeinsam mit meinen Kolleginnen Paroli zu bieten. Wir lassen uns nicht mehr alles gefallen!", bekräftigt Marta Elvia* selbstbewusst.

„Dies ist ein zentraler Punkt unserer Strategie", erläutert Montserrat Arévalo. „Wir bieten Seminare an, in denen die Frauen ihre Persönlichkeit weiter entwickeln können. Sie werden von unserer Psychologin geschult und von unseren Juristinnen beraten, damit sie die schlimmsten Arbeitsrechtsverletzungen zur Anzeige bringen können. Sie müssen persönlich stark genug sein, um ihre Anliegen gegenüber den Vorgesetzten und der Betriebsleitung vorzutragen und sich nicht länger 12 bis 16 Stunden unter unwürdigen Bedingungen ausbeuten zu lassen.

*Name geändert

Reinhold Hummel – Initiative Eine Welt Köngen e.V.

Weitere Infos nachzulesen auf der Homepage der Kirchengemeinde unter „Brücke" 3/2015 und unter
http://www.ci-romero.de/el_salvador_maquiladelegation/

Kinder brauchen mehr als Brei. Ohne Vitamine und Mineralstoffe leidet ihre Entwicklung. Weltweit ist fast jeder 3. Mensch mangelernährt.
Ihre Spende hilft.

Brot für die Welt

Die 57. Aktion **„Brot für die Welt"** unter dem Motto „Satt ist nicht genug" unterstützt auch dieses Jahr wieder in vielen armen Ländern Projekte, die für die Menschen dort eine unkomplizierte und nachhaltige Hilfe ermöglichen. Einer der Schwerpunkte liegt hierbei in der gesunden Ernährung. Die sprichwörtliche Schale Reis genügt eben gerade nur so zum Überleben. Aber die unvorstellbare Zahl von über zwei Milliarden Menschen weltweit leiden an Entwicklungsstörungen, Mangelerscheinungen und Krankheiten, weil sie sich gesunde, abwechslungsreiche Nahrung nicht leisten können. Der Großteil dieser mangelernährten Menschen lebt auf dem Land und durch Schulungs-und Saatgut-Programme können sie mit relativ geringem finanziellem Aufwand den Anbau gesunder Produkte erlernen, was hilft, die Lebensqualität deutlich zu verbessern. Durch eine Spende können Sie Ihren Teil dazu dazu beitragen, dass auch dort Hoffnung und Zukunft wachsen können. Vielen Dank für alles, was Sie geben können.

Falls ihrem Brücke-Exemplar kein Überweisungsträger beigelegt sein sollte, hier noch einmal die Bankverbindung der evangelischen Kirchengemeinde Köngen:
IBAN: DE04612901200001880004
Kontonummer 1880004 bei der Volksbank Köngen, Bankleitzahl 61290120, Stichwort „Brot für die Welt".

Wohnungssuche

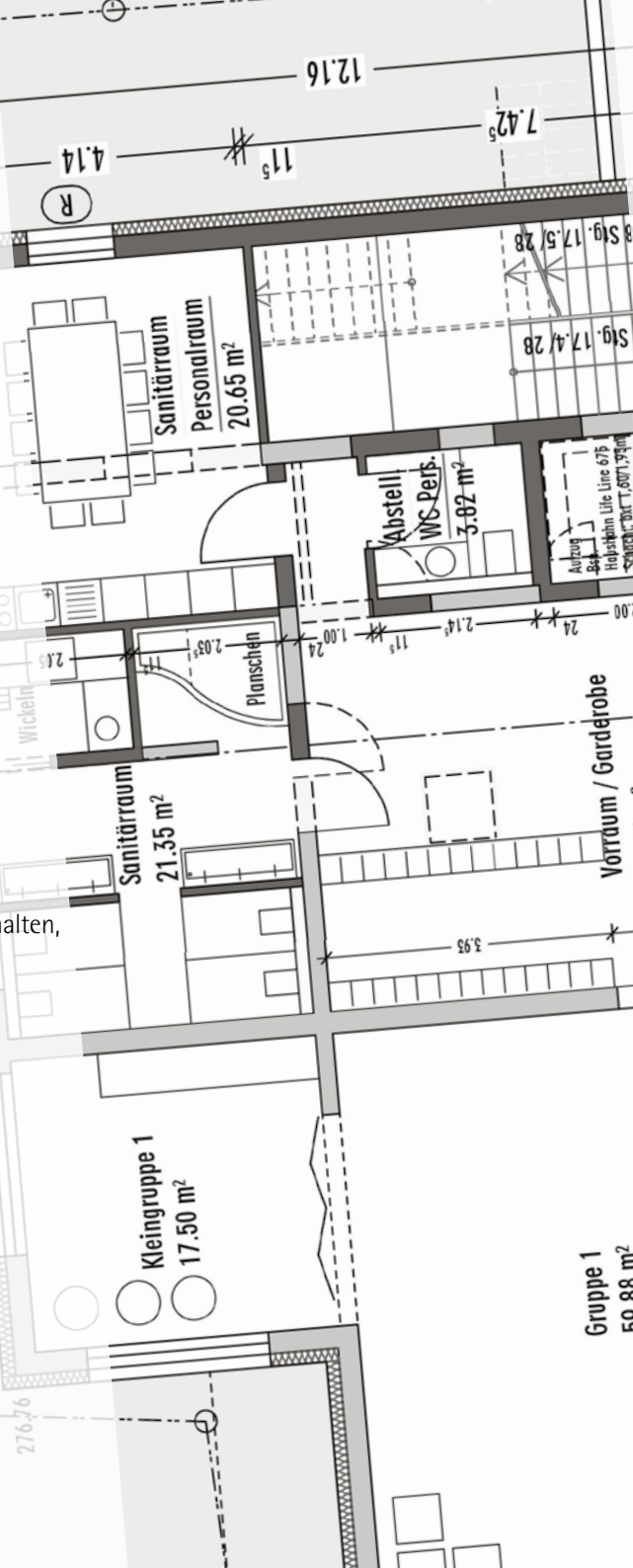
Messias (neugeboren, friedlich, aus hl. Fam.) sucht kleine Kammer, gerne im Herzen von M.(enschen), mögl. ab 24. 12. und unbefristet, Wärme + Licht werden selbst mitgebracht.
Kontakt: DeinNächster@earth
(aus: Der andere Advent 2007)

Was hat wohl der Esel gedacht?

Was hat wohl der Esel gedacht
in der Heiligen Nacht,
als er plötzlich die Fremden sah im Stall?
Vielleicht hat er Mitleid verspürt,
hat das Bild ihn gerührt,
und er rückte zur Seite, sehr sozial.
Vielleicht aber packte ihn die Empörung:
Welch eine nächtliche Ruhestörung.
Kaum schlaf´ ich Esel mal ein –
schon kommen hier Leute herein.

Und dann lag da vor ihm das Kind,
und er dachte: Jetzt sind
es schon drei. Was ist das für eine Nacht!
Da hält mir das Kind doch zuletzt
meine Krippe besetzt.
Und er polterte völlig aufgebracht:
Ich lasse ja manches mit mir geschehen,
doch wenn sie mir an mein Futter gehen,
ist´s mit der Liebe vorbei
Und er dachte an Stallmeuterei.

Er wußte ja nicht, wer es war,
den die Frau dort gebar,
hatte niemals gehört von Gottes Sohn.
Doch wir wissen alle Bescheid
und benehmen uns heut´
noch genau wie der Esel damals schon.
Denn Jesus darf uns nicht vom Schlaf abhalten,
nicht unsern liebsten Besitz verwalten.
Doch wer ihm die Türen aufmacht,
der hat jeden Tag Heilige Nacht.

Manfred Siebald 1978

Abdruck mit freundlicher Genehmigung
des SCM Verlages